

Prof. Dr. Manfred Kappeler

„Sie werden mich eigensinnig, hitzig und ungeduldig hören müssen....“
Der jugendliche Schiller in der „militärischen Pflanzschule“ des Herzogs Karl Eugen von
Württemberg (1773-1780).

Vortrag auf der Konzeptionsprobe zur Inszenierung von Schillers „Die Räuber“ im Theater „An der
Parkaue“ in Berlin, am 19.11.2015

Die mutige Selbstauskunft gab der fünfzehnjährige Schiller dem sich als oberste erzieherische Instanz inszenierenden Gründer der nach ihm genannten „Karlsschule“, dem absolutistisch regierenden Herzog von Württemberg. Der hatte im Alter von 44 Jahren seine „pädagogische Leidenschaft“ entdeckt. In seine von ihm selbst als „militärische Pflanzschule“ bezeichneten Erziehungsanstalt brachte er von ihm ausgesuchte männliche Jugendliche, die ihm als taugliches „Material“ für den auf bedingungslose Loyalität zu trimmenden Beamten- und Offiziersnachwuchs erschienen. Allerdings sollten sie nicht nur gehorsam sein, sondern auch klug und gebildet, eine Mischung voller Widersprüche, die sich in der Organisation der Schule widerspiegelten. Während der Unterricht in den „Disziplinen“ von den Fachlehrern relativ frei gestaltet werden konnte, unterstand der gesamte übrige Alltag der strengen militärischen Zucht von Offizieren und Unteroffizieren. Über beiden Abteilungen aber stand „Serenissimus“, den die Schüler mit „Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Herzog und Herr“ anreden mussten, ein niemandem mehr verantwortlicher Alleinherrscher, der nach dem Selbstverständnis eines „aufgeklärten“ Despoten grundsätzlich nur von seinen Sichtweisen, Einfällen und Launen ausging. Er betrachtete und beurteilte „seine“ Schüler im Hinblick auf ihre „Brauchbarkeit“ für ihre von ihm vorbestimmten Aufgaben in seinem Herrschaftsapparat. Ihre individuellen Wünsche und Fähigkeiten zählten nichts, selbst was ihnen Freude mache, habe er zu bestimmen. Ein Lehrer der Karlsschule notierte in seinem geheimen Tagebuch: nach dem Willen des Herzogs sollten in seiner Schule Glück und Freude herrschen, aber nur solche, die von ihm für gut befunden und gewährt werde. In der Ankündigung zur „Rheinischen Thalia“ im Dezember 1784, beschreibt Schiller, zwei Jahre nach seiner Flucht aus dem Herrschaftsbereich Karl Eugens, die Wirkungen dieses Erziehungssystems: „Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus – aber unbekannt mit der *wirklichen*, von welcher mich eiserne Stäbe schieden – unbekannt mit den *Menschen*; denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein *einziges* Geschöpf, der getreue Abguß *eines* und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte – unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen; denn *hier* kam nur eine zur Reife, eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, in dem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren“. ¹ Die „eisernen Stäbe“ waren nicht nur eine Meapher für das Abgetrennt- und Abgeschlossen-Sein. Tatsächlich fand das Leben der Jugendlichen in der Karlsschule hinter Gittern statt. Caroline von Wolzogen schreibt, dass Schiller erzählt habe, wie er bei der ihn tröstenden Lektüre von Millers „Siegwart“ „oft am einsamen vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, stundenlang in den von diesem Buch erweckten Gefühlen geschwärmt habe“ und sie erinnert sich an die „Eisernen Pforten der Akademie“, hinter denen auch ihr späterer Mann und seine drei Brüder, zusammen mit Schiller, leben mussten.²

In seinem „Thalia“-Bericht bringt Schiller, zweihundert Jahre vor Goffman, dem Analytiker der „Totalen Institution“³, die Struktur und die Wirkungen solcher Anstalten auf den Begriff. In ihnen werden die Bewegungen der „Insassen“ über alle vierundzwanzig Stunden des Tages fremdbestimmt und von Wächtern kontrolliert, die jeden von ihnen registrierten Verstoß gegen die Anstaltsordnung an die Leitung melden, die zum Zwecke der „Aufrechterhaltung der Ordnung“ den Verstoß/die Übertretung bestraft. Die Individuen werden den Zielen der Institution und den

Bedingungen des Funktionierens ihrer Binnenorganisation unterworfen. Damit das gelingen kann, müssen die selbstständigen Bewegungen der in sie Eingeschlossenen, alle Äußerungen ihres „Eigensinns“ mit physischem und psychischem Zwang unterbunden werden. Das Erziehungsziel lautet: Den Zwang zum Selbstzwang machen.

In der „Internatsordnung“ des Karlsschule finden sich alle Elemente der Totalen Institution. Die „Rekrutierung“ der Jugendlichen erfolgte mit direktem oder indirektem Zwang. Schiller und seine Eltern waren sich einig, dass er entsprechend seinen Wünschen die „Gottesgelahrtheit“ (Theologie) studieren und Pfarrer werden sollte. Als der Herzog den Dreizehnjährigen für seine „Pflanzschule“ verlangte, lehnte Hauptmann Schiller diese „Gnade“ mit der Begründung ab, dass die Theologie ja leider dort nicht gelehrt werde. Nach einiger Zeit wiederholte der Herzog sein „Angebot“. Wieder lehnte der Vater ab. Der dritten Aufforderung des Herzogs, mit deutlich drohendem Unterton vorgebracht, setzte der existenziell von ihm abhängige Vater nach einem Familienrat keinen Widerstand mehr entgegen. Schillers Freund Streicher berichtet: „Die Freunde der Familie, so wie diese selbst, sahen nur zu gut, was zu befürchten wäre, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs, das man nun als einen Befehl annehmen musste, nicht Folge geleistet würde, *und mit zerrissenem Gemüt fügte sich endlich auch der Sohn*, (Hervorhebung im Text, M.K.) um seine Eltern, die kein anderes Einkommen hatten, als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen“. ⁴ Der Herzog versprach, dass Schiller sich seine Studienrichtung frei auswählen könne und nach erfolgreichem Abschluss eine „sehr gute Versorgung“ bekommen werde. „Schiller wählte die Rechtswissenschaft“, schreibt Streicher, „weil von dieser allein eine den Wünschen der Eltern entsprechende Versorgung einst zu hoffen war“. Der Herzog hielt seine Versprechen nicht: als er 1776 das Fach Medizin einführte um für sein Heer Militärärzte zu bekommen und die Juristenklassen überfüllt waren, musste Schiller Arzt werden. Nach Beendigung der Ausbildung wurde er aber nicht „gut versorgt“, sondern mit miserabler Besoldung als „Feldscher“ im Range eines Unteroffiziers einem verlotterten und schlecht beleumundeten Regiment zugeordnet.

Die Totale Institution unterbindet den Kontakt mit dem sozialen Bezugssystem, aus dem die Insassen kommen. Die „Aufnahme“ eines Jugendlichen in die Karlsschule war mit der vollständigen Abtretung der „elterlichen Gewalt“ an den Herzog verbunden, der nie einen Zweifel daran gelassen hat, „daß er jedwede Vollmacht besitze, über die Kinder seiner Untertanen zu verfügen, wie ein Grundherr über seine Leibeigenen“. ⁵ Für seine „Zugriffe“ verlangte er sogar schriftlich auf einem dafür gefertigten Formular „überströmende Dankbarkeit“. Auf dem ersten Jahrestag der Schule im Jahr 1773 mussten sich Schiller und seine Eltern von einem „Geheimen Rath“ und Tübinger Staatsrechtslehrer in einer „Festrede“ anhören, dass die „Oberlandesherrlichen Befugnisse über die Jugend eines Staates, sonderlich in Rücksicht auf die Erziehung derselben als größte und nötigste Wohltat“ zu verstehen sei, und dass „die oberste Vormundschaft des Fürsten und Regenten“ ein großes Glück in den „Teutschen Staaten“ sei. Dieses „pur-teutsche Recht“ sei ein „notwendig und herrlicher Theil der Majestät und Landes-Hoheit, ein Landes-Fürstliches Vorrecht“ und eine „Regenten-Pflicht, die ausschließlich dem Besten „aller seiner minderjährigen Unterthanen“ diene. ⁶ „Seine Schlingen pflegte Karl Eugen nur im äußersten Falle selbst zuzuziehen“, schreibt ein Schiller-Biograph, „und immer ließ er sich von seinen Opfern bestätigen, daß sie freiwillig hineingegangen seien“. So haben später die Soldaten, die er (1786) in die Kapkolonien verkaufte, vor dem Auszuge samt und sonders die Erklärung abgegeben, daß alles mit rechten Dingen zugegangen sei“. ⁷ Das passte zu seiner „Seelenverkäuferei“, wie seine Untertanen den Soldatenhandel des Herzogs mit Frankreich nannten. Für 3 Millionen Livres hatte Karl Eugen 1756 infolge eines 1753 geschlossenen „Subsidienvertrages mit Frankreich 6000 Mann zu stellen. Durch Gewaltmittel brachte Rieger (Armee-Chfchef des Herzogs, M.K.) bis zum Frühjahr 1757 diese Anzahl zusammen. Nach der Schlacht bei Leuthen (Siebenjähriger Krieg, M.K.) kehrten im März 1758 nur 2000 Mann zurück, welche abermals mit Gewalt und List auf 6000 Mann gebracht wurden. Ein neuer Vertrag von 1759 erhöhte die gegen Preußen zu stellende Kriegsmacht gar auf 12000 Mann“. ⁸ Casanova, der sich 1760 einige Tage in Stuttgart aufhielt und nur um ein Haar dem

Schicksal entging entführt und als Soldat verkauft zu werden, schreibt in seinen Memoiren, dass nur dieser „scheußliche Schacher mit Menschenfleisch“ dem Herzog das Geld für „seinen Luxus und seine Ausschweifungen“ beschaffte.⁹ Auch für Schiller wird die realistische Befürchtung, an den englischen König verkauft zu werden, der die für seinen Krieg gegen die für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Kolonisten in Nordamerika benötigten Soldaten bei diversen deutschen Duodezfürsten „einkaufte“, ein Grund für seine Desertion aus der Armee des Herzogs im Jahr 1782 gewesen sein. Dieser Befreiungskampf war unter den Karlsschülern während der 1770er Jahre ein heiß diskutiertes Thema.

Die „Eleven“, so wurden die nichtadligen Schüler auf der Karlsschule genannt, durften während der gesamten Zeit ihrer Ausbildung ihre Familien und Freunde nicht besuchen. Es gab keine Ferien und keinen Urlaub. Allerdings ging es den adeligen „Cavaliers“ auch nicht viel besser. Bei Schiller waren das sieben Jahre, also seine gesamte Jugendzeit. Besuche der Eltern mussten beantragt werden und wurden selten genehmigt. Die Besuchszeit war kurz und wurde von einem Unteroffizier überwacht. Der Briefverkehr wurde zensiert. Wer die heimliche Absendung eines Briefes anzeigte, „wurde auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs mit einem guten Trinkgeld belohnt“.¹⁰ Mädchen und junge Frauen durften die Anstalt nicht betreten. Schiller sah seine Lieblingsschwester Christophine erst nach sieben Jahren wieder, obwohl die Familie nur ein paar Kilometer von der Anstalt entfernt lebte. Er selbst schreibt über diese rigorose Geschlechtertrennung in der „Rheinischen Thalia“: „Die Tore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein.“ Perfide war, dass sich der Herzog fast täglich mit seiner schönen und eleganten zwanzig Jahre jüngeren Favoritin Franziska von Hohenheim in der Schule den pubertierenden Jugendlichen präsentierte und von ihnen verlangte, ihr Ehrerbietung zu erweisen.

Ausgang gab es kaum. In einer frühen Schillerbiographie kann man lesen: „Die Eleven wurden, freilich nur selten, außerhalb der Akademie spazieren geführt“.¹¹ Das „Spazieren“ erfolgte unter Aufsicht eines Unteroffiziers in militärischer Formation. Das Prinzip der „gelenkten Bewegung“ beherrschte auch innerhalb der Anstaltsräume den Tagesablauf. Im Sommer um fünf im Winter um sechs Uhr mussten die Schüler aufstehen: „Jeder machte sein Bett, reinigte seine Kleider. Dann: gegenseitiges Frisiren (zwei Papilotten, d.s. Gestärkte Haarrollen, an jeder Seite des Kopfes, dessen Haupthaar einheitlich kurzgeschoren war und ein langer dicker Zopf unter einem kleinen dreieckigen Uniformhut, M.K.). Marsch in den Speisesaal, Gebet, Frühstück, bestehend aus einer gebrannten Mehlsuppe oder geschmälzten Brotsuppe. Schlag sieben begannen die Lehrstunden (in Zivilkleidung M.K.) welche um elf Uhr endigten. Man begab sich in die Schlafsäle, um sich in die (...) Uniform zu werfen. (...) Jede Abteilung („Division“ genannt, M.K.) wurde nun von ihren Aufsehern (wieder in Marschformation, M.K.) in den Rangiersaal geführt, wo sie so geordnet wurde, wie sie im Speisesaal sitzen mußte. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt eine genaue Inspektion“.¹² (Kleidung, Frisur, die Sauberkeit der Hände wurden überprüft.) Schüler die sich im Unterricht oder im Internatsbetrieb nicht entsprechend den Vorschriften „benommen“ hatten, trugen am Rockaufschlag einen Zettel, ein „Billiet“, mit ihrem „Vergehen“ und wurden vom Herzog dafür öffentlich gerügt. Das war die mildeste Strafe. Für schwerere „Vergehen“ gab es „Kariren“, d.h. Essensentzug, im Speisesaal vor aller Augen alleine mit Wasser und Brot an einem „Katzentisch“ essen müssen, aber auch Stockschläge, Rutensreie und Carzer (Einschluss bei Wasser, Brot und hartem Lager in einer Isolierzelle), z. B. „für Beleidigungen der Lehrer“. Den Schlußstein des Strafsystems bildete die Relegation. Es handelte sich um ein Strafreime mit systematischer öffentlicher Beschämung und Ent-Würdigung. „Die Strafen zeigten den Geist der Gerechtigkeit“, schreibt Palleske, in seiner Schillerbiographie (1858) und noch 1981 schreibt Peter Lahnstein, „dessen Schiller-Biographie Golo Mann überschwenglich rühmte: „Die Disziplinarmaßnahmen im engeren Sinne muten da vergleichsweise milde an. (Im Vergleich mit dem Freiheitsentzug, M.K.). Und weiter: „Wenn man bedenkt, wie damals auf den Schulen und beim Militär geprügelt wurde, so fällt die weise Zurückhaltung auf, die in diesem Punkt auf der Akademie geübt wurde“.¹³ Die mir bekannten Schiller-Biographen haben nicht gesehen bzw. nicht verstanden, dass in der Totalen Institution die Disziplinierung der Insassen mit

diesem ausgeklügelten „Zusammenspiel“ von Freiheitsentzug, Binnenkontrolle und Strafmaßnahmen betrieben wird, betrieben werden muss, wenn das System funktionieren soll. Vielleicht, weil es auch Belobigungen und Preise für besondere Leistungen gab und „Lob und Tadel“ nun mal zu den verbreitetsten herkömmlichen Erziehungsmitteln gehören. Die Belobigungen und Auszeichnungen entsprachen aber den Strafen auf eigentümliche Weise, denn sie verherrlichten den Inhaber der obersten Strafgewalt, den Herzog: eine silberne Medaille mit dem Bildnis des Herzogs für besondere Leistungen, für acht Preise in einem Schuljahr einen „akademischen Orden“ in der Form eines golden und braun emaillierten Kreuzes mit einem doppelten „C“ für „Carl Eugen“. Bei Wiederholung dieser Auszeichnung durfte das Ordenskreuz am Halse getragen werden in Verbindung mit einem silbernen Stern auf der Brust. Die „Ordensritter“, egal ob „adeligen oder bürgerlichen Standes“ bildeten eine privilegierte eigene Klasse der „Chevaliers“, die einen eigenen Speisesaal hatten und in der Anstaltshierarchie noch über den „Cavaliersöhnen“, den Kindern von Adelligen standen, die, außer im Unterricht, getrennt von den „Bürgerlichen“ in besonderen Räumen untergebracht waren. Öffentliche Beschämung und öffentliche Belobigung gehören zusammen wie die sprichwörtlichen „zwei Seiten einer Medaille“. Schiller wurde nie „Chevalier“. Nach den Quellen wurde er aber mindestens einmal mit zwölf „Ruthenstreichen“ bestraft, weil er sich im verbotenen und gerade deswegen florierenden Schwarzhandel Tabakwaren und Süßigkeiten, „für sechs Kronen Wecken auf Borg“, besorgt hatte und dabei erwischt wurde. (In jeder „total sicheren Anstalt“ gibt es mit den dort verbotenen, von den Insassen aber heftig begehrten Waren, einen funktionierenden Schwarzmarkt. Die bestorganisierten Märkte für illegalisierte Drogen gibt es z.B. in den Strafanstalten.)

Auch das vom Herzog in seiner Erziehungsanstalt praktizierte, im Zusammenhang mit der Briefzensur schon erwähnte Spitzelsystem der Jugendlichen untereinander, gehört zu den Kontrollmethoden jeder totalen Institution. Karl Eugen hatte dazu aber noch einen wirklich originellen Einfall, indem er die Schüler zwang, sich in schriftlicher Form gegenseitig zu beurteilen. Im Frühjahr 1774 stellte er der „Division“ der Schiller angehörte, die Frage: „Wer ist unter Euch der Geringste?“ und im Herbst desselben Jahres mussten die Schüler ihre Mitschüler und sich selbst nach vom Herzog vorgegebenen Kriterien beschreiben: das Verhältnis zu Gott, zum Herzog, zu den Vorgesetzten, den Lehrern und Mitschülern, ihre jeweiligen Tugenden und Schwächen und ihre Lieblingsbeschäftigungen. Schiller skizzierte auf vielen Seiten von 45 Schülern und sich selbst kurze Psychogramme und Beurteilungen ihres Leistungs- und Sozialverhaltens. Man spürt wie verzweifelt der vierzehnjährige Junge beim Schreiben ist, wie er sich windet und doch keinen Ausweg aus dieser ihm und allen seinen Schulkameraden von ihrem sich als „wohlwollendem Vater“ aufspielenden Herzog gestellten Falle finden kann. Er ist sich der mit dieser Zumutung verbundenen Gefahren durchaus bewusst. Die einleitenden Sätze lauten: „Wenn uns der ausdrückliche Befehl zu einer Unternehmung deren Folgen wichtig genug sind, das Glück oder Unglück meiner Freunde zu veranlassen, nicht verbände, so würden wir, weit entfernt, den weisesten Endzweck unseres Durchlauchtigsten zu erreichen, weit entfernt, ein vollkommenes Urteil zu fällen, vielmehr verstummen müssen. Schon der größte Weise, der größte Naturkundige würden sich nicht erühen, mit ihrem Urteil vor Euer Herzoglichen Durchlaucht zu erscheinen und Beifall zu erwarten. Wie viel weniger sollte ich, viel zu unwissend, viel zu unerfahren, mich selbst zu kennen, auch den letzten meiner Freunde beurteilen“.¹⁴ Aber er beurteilt doch, denn er weiß, dass eine Weigerung schlimme Folgen für ihn und vor allem für seinen Vater haben kann. Er versucht eine Gradwanderung von Anerkennung und Kritik, die ihm freilich nur teilweise gelingen kann, denn die Kritik muss er formulieren um seine Glaubwürdigkeit gegenüber dem Herzog nicht zu verlieren. Um sein Gewissen zu entlasten beruft er sich auf den Befehlsnotstand und darauf, dass ja jeder jeden beurteilen muss, also auch er von den anderen beurteilt wird und schließlich kritisiert er sich ja auch selbst und anerkennt genau die Vorwürfe, die ihm seine Aufseher machen und dem Herzog schon längst hintertragen haben. „Sehen Sie mich Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören

müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene; allein, ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden; denn wann der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheit öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Eben so habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen. Aber verzeihen Sie mir Durchlauchtigster Herzog, diese Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich selbst aus ihrer Hand empfangen haben.“ Schließlich versichert er seinem obersten Erzieher, dass er mit Ernst und Engagement „die Wissenschaft der Rechte“ studiere und dass er sich glücklich schätzen würde, dereinst seinem Fürsten und seinem Vaterland in diesem Beruf dienen zu können. Und dann eine unglaublich mutige Bitte, die den Herzog an seinen Gewaltakt gegenüber diesem Jugendlichen und seiner Familie erinnern musste: „---aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelahrter ausführen könnte“, verbunden mit dem klugen aber auch unerlässlichen Kotau: „Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht“. ¹⁵ Die Tränen können einem bei diesem erstaunlichen Text eines kaum den Kinderschuhen entwachsenen Jugendlichen kommen. Ob er wusste oder ahnte, dass die von ihm als Charakterfehler bezeichneten Eigenschaften: Eigensinn, Hitzigkeit (das war bei ihm der Zorn über vermeintliche und tatsächliche Ungerechtigkeiten als Folge seines ausgeprägten Gerechtigkeitssinnes) und Ungeduld, d.h. Spontaneität und Widerstand gegen sinnlose und ermüdende Routine - seine Stärken waren? Der Literaturhistoriker und Herausgeber der Werke Schillers, Philip Witkop, nannte die hinterhältige Ausforschungsmethode des Herzogs in seinem Kommentar verharmlosend eine „patriarchalische Laune“ und einen „kleinlichen Einfall“.

Zurück zum Tagesablauf in der Karlsschule: Nach der Inspektion durch Herzog (in Gegenwart seiner Favoritin) oder Intendant, „marschierten die Eleven in den Speisesaal. Hatte ein Jeder seinen Sitz erreicht, so erscholl das Kommando: Rechtsum, Linksum. Die Eleven kehrten sich der Tafel zu. Neues Kommando: Zum Gebet! Hierauf legte Alles die Hände zusammen; der Zögling, den die Reihe traf, bestieg eine Art von Kanzel, welche zwischen den beiden Flügelthüren aufgestellt war, und sprach das vorgeschriebene Tischgebet. Wieder ein Kommando. Taktmäßig wurden die Stühle angezogen und in einem Ruck saß die ganze Gesellschaft. Das Essen war für alle gleich. (...) Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden. Dann wurde zum Aufstehen kommandiert. Dasselbe Rücken der Stühle. Ein Gebet machte den Beschluß. (...) Endlich Abmarsch auf Kommando. Im Schlafsaal zog man wieder die Hauskleider an. Bis zwei Uhr war Freistunde. Gewöhnlich ging man in den Garten hinab und vergnügte sich mit Ringen und Ballspiel. Jeder Eleve hatte ein Stückchen Gartenland, das er selbst bebaute. Auch hier waren die Aufseher zugegen. Mit dem Schläge zwei Uhr begannen die Lektionen wieder und dauerten mit den häuslichen Arbeiten bis sieben Uhr. Nochmals ging es in Uniform zum Abendessen. (...) Um neun Uhr ertönte das Kommando zum Schlafengehen. Jede laute Unterhaltung im Schlafsaal war verpönt. Außer der Nachtlampe durfte kein Licht brennen.“¹⁶ Jede „Division“ hatte einen eigenen Schlafsaal mit ca. 80 Betten. Die offenen Schlafplätze waren von Säulen begrenzt, auf denen die Namen der Bettinhaber angebracht waren. Die „sehr sauber gehaltenen“ Betten waren mit Eisengittern umgeben. Neben jedem Bett war ein „Wandkasten“ für die Bücher und die „Habseligkeiten“ des Jugendlichen angebracht. An der freien Stirnwand des großen Saales hing ein monumentales Porträt des Herzogs, der auf diese Weise auch noch die Nachtstunden „seiner“ Eleven überwachte. An den Sonn- und Feiertagen mussten alle Zöglinge, Aufseher und Offiziere den Gottesdienst in der Anstaltskirche besuchen. Der Schiller-Biograph Heinrich Kurz fasst dieses ganze Reglement in dem Satz zusammen: „Die ganze Lebensordnung bewegte sich nach Commandowort und Trommelschlag“. Karl Eugen hatte die in den Frankeschen Internatsschulen in Halle und in der sog. Fürstenschule St. Afra in Meißen, auf der Lessing vierzig Jahre zuvor „erzogen“ wurde, praktizierte Maxime der lückenlosen Überwachung der Zöglinge übernommen und an seine „Erzieher“ die Order

herausgegeben, dass „kein junger Mensch einen Augenblick allein sein dürfe.“ Aus dem Jahr 1776 ist ein entsprechender Befehl des Herzogs überliefert, der seine gewaltmäßige Erziehungspraxis eindrucksvoll dokumentiert: „Kein Cavalier noch Eleve wird aus dem Haus gelassen, es wäre denn, daß Vater oder Mutter tödtlich wäre, alsdann selbiger mit einem Offizier und einem Aufseher dahin zu schicken ist“. Einem Schüler, der ihn bat, seinen totkranken Vater besuchen zu dürfen, schlug er es ab, mit der zynischen Begründung: „Tröst' er sich, Ich bin sein Vater“.¹⁷ Der totale Freiheitsentzug nach außen, war verbunden mit einer totalen Kontrolle im Innern der Anstalt. Damit wurden auch die sexuellen Bedürfnisse und Handlungen der Jugendlichen scharf kontrolliert und unterdrückt. Eine Form von sexueller Gewalt, mit lebenslangen Auswirkungen, die sich auch in Schillers Leben finden lassen. Tissots berühmter medizinischer Bestseller, „Die Onanie oder Abhandlung über die Krankheiten die von der Selbstbefleckung herrühren“, der ein ganzes Jahrhundert zu den pädagogischen Grundlagentexten gehörte, war 1774 erschienen und hatte 1780 schon die achte Auflage.¹⁸ Dieses Buch wird im pädagogischen Gruselkabinett des Herzogs, der für sich selbst eine schrankenlose, auch gewaltförmige, sexuelle Freiheit praktizierte, nicht gefehlt haben.

Schiller hat als Erwachsener die negativen Wirkungen der Karlsschule und ihres obersten Präzeptors auf sein Leben eindeutig zum Ausdruck gebracht. Mit vielen Briefen, z.B. an seinen engsten Freund Körner, aus überlieferten Gesprächen, vor allem mit seiner Frau Charlotte, und mit diversen Textstellen aus seinen Werken lässt sich das belegen. Stellvertretend für alle diese Selbst- und Fremdzeugnisse will ich noch einmal auf den oben bereits zitierten Text von 1784 aus der „Rheinischen Thalia“ zurückkommen. Dort wirft er dem Herzog vor, ihn vom wirklichen Leben abgesperrt zu haben, so dass er keine altersgemäße Menschen- und Weltkenntnis erwerben konnte und zu einem „falschen Idealismus“ verleitet wurde (zu einer verkehrten Auffassung von den Menschen und der Gesellschaft). Die Poesie - Schillers Lebenselixier, mit dem er sich durch die Karlsschule hindurch retten konnte – habe Karl Eugen mit verständnisloser Verachtung abgelehnt: „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters.“ Die „Räuber“ musste er, unter stetiger Furcht vom Herzog dabei erwischt zu werden, heimlich schreiben. Schillers Schwester Christophine berichtet: „Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, und der in den Nächten sich gern selbst lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankensaale der Vergünstigung einer Lampe zu genießen. In solcher Lage wurden die Räuber zum Teil geschrieben. Manchmal visitierte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes medizinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft“.¹⁹ Aber diese gewaltmäßige, gegen seinen „Eigensinn“ gerichtete Erziehung konnte den jugendlichen Schiller nicht brechen, wie er, kaum der Totalen Institution entronnen, schreibt: „Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die *erste* Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an“.²⁰

Damit gibt uns Schiller selbst das Stichwort zu der Frage, wie dieses Kind, dieser Jugendliche, dieser junge Mann unter den Bedingungen jahrelanger Unterdrückung und Fremdbestimmung in einer Erziehungsanstalt, die Kraft und den „Eigensinn“ in sich entwickeln konnte, die es ihm ermöglichte, als Sechzehnjähriger in dieser Anstalt die ersten Entwürfe der „Räuber“ zu schreiben. Ein Drama, das nach der Erstveröffentlichung 1781 und der Uraufführung am 13. Januar 1782, sofort als revolutionär empfundenen wurde und das uns Heutige noch ergreifen und aufregen kann.

Diese Frage stellt sich uns nicht nur bei Schiller. Sie stellt sich uns immer wenn wir Menschen sehen und hören, die durch eine Hölle gegangen sind ohne zu zerbrechen, die, mehr noch, zu ZeugInnen des Widerstands gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung und zu KämpferInnen für die Achtung der Menschenwürde und die Verteidigung der Menschenrechte in Vergangenheit und Gegenwart eingetreten sind. Freilich, ohne am Leben verwundet zu werden übersteht niemand eine Hölle. Die Narben bleiben, schmerzen weiter, können immer wieder aufbrechen. Das Leben

„danach“ kann neue Wirrnis, Bedrohungen und Widersprüche bringen, die mit den „alten“ Erfahrungen zusammenhängen. Immer gibt es ein Hernach und darum kann es bei dem Ver- und Bewundern angesichts der Kraft dieser Menschen nicht um die Stilisierung und Glorifizierung von Heldinnen und Helden gehen. Aber dass es gelingen kann, den Schrecken und das Grauen und die extremen Marginalisierungen nicht nur zu überleben, sondern zu *leben* im vollen Sinne dieses Zentral-Wortes, das ist das Wunderbare und der einzige Grund für die Hoffnung, dass die Höllen ihr Ziel nicht endgültig erreichen können. Es gab und gibt viele solcher von Menschen organisierten Höllen, die in der konkreten Gestalt und in ihren Ausmaßen kaum miteinander vergleichbar sind. Gemeinsam ist ihnen allen aber, dass in ihnen der einzelne Mensch und mit ihm die Menschheit erniedrigt und entwürdigt wird, dass es darum geht, ihn zu beherrschen um ihn benutzen zu können und dass dabei die Zerstörung seiner physischen und psychischen Integrität in Kauf genommen oder bewusst gewollt wird. Bei vielen, allzuvielen Menschen gelingt das und wir können verstehen, dass es gelingt. Die wissenschaftlichen Analysen und Erkenntnisse über das zerstörte bzw. beschädigte Leben sind, bis hin zur Traumalogie unserer Tage, weit gekommen. Aber wie es Einzelnen gelingen kann, auch Kindern und Jugendlichen, wie Schiller in der Karlsschule einer war, mächtigen zerstörerischen, oft über viele Jahre anhaltenden Angriffen auf ihr Leben zu widerstehen, das ist weitgehend ein Geheimnis geblieben, trotz aller Bemühungen der Resilienzforschung und der Salutogenese. Die Quellen, aus denen diese Kraft jeweils gezogen wird, sind so vielfältig und individuell, dass sich Verallgemeinerungen verbieten. Eine sorgfältige und vorsichtige, eher hermeneutische als analytische Annäherung an einzelne, je spezifische Lebensläufe kann uns einem Verstehen näher bringen. Diese Annäherung gelingt aber nur begrenzt. Sie kann nicht bis zur Innenseite eines Menschen gelangen, der die Hölle überstanden hat und lebt. Voraussetzung für eine solche Annäherung ist das Hinhören auf das und das Ernstnehmen dessen, was dieser eine Mensch selbst dazu sagen kann. Viele solcher Annäherungen ermöglichen, wenn sie gelingen, im Vergleich einige Konstellationen zu erkennen, sog. protektive Faktoren, die einem Menschen helfen können, in ihn sehr bedrückenden und reduzierenden Lebensbedingungen, nicht unterzugehen. Fast immer entstehen diese Konstellationen im Nahfeld eines bedrohten Menschen aus Zufällen, die er bzw. sie nicht selbst herstellen kann, die ihm/ihr begegnen. Aber dann kommt alles darauf an, sie wahrnehmen zu können, ganz gleich, ob bewusst oder unbewusst, sie ergreifen zu können, sich ihnen anvertrauen zu können. Dass das nicht einfach ist, muss nicht weiter erklärt werden. Dass es trotzdem gelingen kann und auch ganz spontan gelingen kann, ist wunderbar und ein Teil des Rätsels.

Dazu ein Beispiel aus dem 18. Jahrhundert, in dem wir uns ja mit Schiller auch bewegen. Eines seiner literarischen und philosophischen Vorbilder war der dreißig Jahre ältere Gotthold Ephraim Lessing. Mit zwölf Jahren muss er sein Elternhaus verlassen und für fünf Jahre die sächsische Fürstenschule St. Afra in Meißen beziehen. Die war im Ganzen ähnlich autoritär wie die Karlsschule, an einigen Punkten heftiger, an anderen etwas weniger, aber ganz sicher auch eine Totale Institution. Vielleicht hat Karl Eugen sie sich deshalb zum Vorbild genommen. Anders als in der Karlsschule, umfasste das autoritäre Reglement nicht nur den Alltag im Internat, sondern auch die Inhalte und Methoden des Unterrichts. Von Anfang an wird der eigensinnige Lessing, dessen Hauptinteresse die auf St. Afra verbotene deutsche Sprache, Philosophie und Literatur der Aufklärungsepoche ist, von den orthodoxen Lehrern drangsaliert und diskriminiert. Nur ein Lehrer, der das neu eingeführte naturwissenschaftliche Fach Mathematik lehrt und dafür von seinen Kollegen „Lateinern“ verachtet wird, ist anders. Da er sich selbst leidenschaftlich für deutsche Sprache und Literatur interessiert, fällt ihm der erkenntnishungrige Schüler Lessing auf. Er besorgt ihm deutsche Texte, diskutiert sie in den raren Freistunden mit dem Jungen, fördert dessen erste eigenen Schreibversuche, die im Verborgenen gehalten werden müssen, vermittelt ihm: „Du interessierst mich und ich glaube an Dich, Du wirst es schaffen“. Diese Erfahrung hat Lessing geholfen, gegen enorme Widerstände, nicht zuletzt seiner Eltern, unbeirrt und eigensinnig seinen Weg zu gehen, auf dessen Zenith er den „Nathan“ schuf, den Sie ja gerade auch in Ihrem Programm haben. Aus der Grunderfahrung von Freundschaft in der Begegnung mit dem Lehrer Klimm, zu einem Zeitpunkt, da er sich in St. Afra ganz verlassen fühlte, erwuchs vielleicht auch

Lessings eigene Fähigkeit zur anderen ermutigenden Freundschaft, wie der mit Moses Mendelssohn, dessen Philosophie auch für Schiller ein wichtiger Bezugspunkt wurde. Ohne seinen eigensinnigen Hunger nach Bildungserfahrungen, die von seinen Eltern mit starkem und ängstlichem Mißtrauen wahrgenommen wurden und in St. Afra offen verweigert und diskriminiert wurden, hätte Lessing die ausgestreckte Hand seines Mathematiklehrers nicht erkennen und ergreifen können. Dieser Hunger war vor dem Lehrer da. Er bildete einen inneren Widerstandspunkt und jederzeit zugänglichen Rückzugsort, den er vor dem mißgünstigen Zugriff der erziehenden Erwachsenen schützen konnte und der ihn selbst schützte. In meinem Büchlein „Lessings Kiste“, dem ich es verdanke, heute zu Ihnen reden zu dürfen, habe ich auch die Bildungsbiographien von Lessings Freunden Mendelssohn und Nicolai betrachtet. Die beiden mussten als Kinder und Jugendliche ebenfalls je spezifische Erfahrungen von Unterdrückung und Diskriminierung machen, hatten aber auch diesen nicht zu brechenden Eigensinn, der in unterschiedlichen und doch auch wieder vergleichbaren Konstellationen wie bei Lessing gestärkt und gefördert wurde. Diese Erfahrungen, über die sie sich austauschten, waren zweifellos ein Grundstein für ihre Freundschaft, die sie zum „Dreigestirn der Berliner Aufklärung“ werden ließ.

Auf diesen Spuren von Konstellationen und Begegnungen habe ich mich auch in der Annäherung an Schiller bewegt und einiges gefunden. In der Karlsschule war der Lern- bzw. Unterrichtsbereich bei Schillers Eintritt in die Schule noch von eher konservativen bis orthodoxen Lehrern dominiert und der Herzog mischte sich auch hier ein, besonders wenn es um die Prüfungen ging. Allmählich aber setzte sich in der Schule – nicht im Internat – der Einfluss jüngerer Lehrer im Kollegium und gegenüber dem Herzog durch. Die treibende Kraft der Veränderungen im Lehrplan und in den Unterrichtsmethoden, vor allem aber in der pädagogischen Sicht auf die Schüler, war der Lehrer für Philosophie Jakob Friedrich Abel, der nur acht Jahre älter war als Schiller. Dieser junge Magister, den der Herzog schon 1772 bei einem Besuch im Tübinger Stift, der traditionsreichen Theologenschule, aus einer Laune heraus mit an seine Schule genommen hatte, war schon zwei Jahre später der führende Kopf im Kollegium. Er kritisierte die „Anhäufung von auswendig gelerntem Einzelwissen“, vertrat eine „Erziehung zum Selbstdenken, und forderte für die Schüler außerhalb des Unterrichts Zeit zu eigenem Arbeiten. Nicht zur Wiederholung des Unterrichtsstoffes oder zur Ausarbeitung von durch die Lehrer vorgegebenen Themen, sondern zur freien selbstbestimmten Lektüre und einen unterrichtsfreien Sonnabendnachmittag für die Schüler, zur freien Verwendung, freilich nur innerhalb der Anstaltsmauern. Seine wichtigste „Neuerung“ war aber die Durchsetzung seines Faches, der Philosophie (wozu auch die damals „Erfahrungsseelenkunde“ genannte Psychologie gehörte), als „Leitdisziplin“ für den gesamten Unterricht. Auf dem Stiftungsfest 1776 hielt Abel vor der versammelten Schülerschaft, dem ganzen Kollegium und dem herzoglichen Hofstaat die Festrede, die bis heute ein Meilenstein in der deutschen Pädagogik ist, und im Vergleich mit der oben zitierten Festrede des Tübinger Juristen am Stiftungsfest 1773 geradezu revolutionär anmutet. Thema: „Werden große Geister geboren oder erzogen und welches sind die Merkmale derselbigen?“ Antwort: „Sie sind das Werk von Natur und Erziehung zugleich“ und dann redet er über Erziehung. Sie müsse die Schüler zur selbstständigen leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit den großen, die Menschheit bewegenden Fragen begeistern. Nicht der normale Musterschüler, diese kleine Seele, sei gefragt, sondern der, der seine eigenen Wege gehe, sich über einengende Regeln hinwegsetzen könne, zu denen Abel sogar die in der Karsschule vom Herzog und den Aufsehern immer geforderte und kontrollierte „proprete“, die militärische Akkuratess in Kleidung und Frisur, rechnet: „Wer unter allen Menschen höhnt mehr die Fesseln des Wohlstandes und der Lebensart als das Genie, und springt über ihre kleinen Gesetze weg? Ihr höhnt ihn, weil er vielleicht nicht nach euren Regeln sich bückt, oder weil er den Staub auf seinem Kleid nicht entdeckt“. Und so geht es weiter, mehr als eine Stunde. Für Schiller war vermutlich der wichtigste Satz der ganzen Rede: „Die höchste Belohnung wartet sein, das Gefühl seiner selbst in seinem Werk“.²¹

Die Redner der Vorjahre hatten dem Herzog nach dem Munde geredet, Abel redete zu seinen Schülern, altersmäßig fast einer von ihnen. Man muss sich fragen, wie dieser vom „Sturm und Drang“ inspirierte junge Lehrer sich an der Schule halten konnte. Abels Rede hatte dem Herzog zur

Genehmigung vorgelegen. War er von dem jugendlichen Feuerkopf fasziniert? Hatte er einen Anfall von Großmut? Oder war er so selbstverliebt und selbstsicher, dass er sich gar nicht vorstellen konnte, dass Abels Kritik ihn selbst, sein Denken und sein Handeln meinte? Die Frage wird wahrscheinlich nie beantwortet werden können.

Viele Schüler liebten diesen Lehrer. Sie holten ihn an der Pforte ab, wenn er in die Schule kam und begleiteten ihn nach dem Unterricht wieder dorthin. Nicht in ehrfurchtsvollem Schweigen, sondern im angeregten und wissbegierigen Gespräch. Als Abel 1776, nach Schillers Wechsel zur Medizin, sein Philosophielehrer wurde, entwickelte sich bald eine Freundschaft zwischen den beiden, die sich nach Schillers Entlassung aus der Schule und seiner Flucht aus der Armee des Herzogs noch lange fortsetzte. Mindestens so wichtig wie Abels Lehrinhalte- und Methoden war sein wertschätzender und freundschaftlicher Umgang mit den Schülern mit denen er geistig und seelisch korrespondieren konnte. Er stiftete unter ihnen einen Freundschaftsbund, in dem es ganz wesentlich um Literatur, um Poesie und Philosophie ging. Schiller blühte auf, bildete bald den Mittelpunkt des Kreises und entdeckte sich selbst als Dichter, Dramatiker und Prosaist. Nach wie vor eingeschlossen in der Anstalt, immer noch totalem Freiheitsentzug nach außen und dem Reglement der totalen Institution im Innern unterworfen, gelingt es ihm in gemeinschaftlichem Handeln mit einigen Gleichgesinnten, ermutigt und unterstützt von ihrem Mentor Abel, sich zu ermächtigen gegen die Macht des Herzogs und seines Herrschaftsapparates. Freilich gibt es auch in diesem Freundschaftsbund von schwärmerischen Jugendlichen Konflikte und Krisen. Eifersucht und gekränkte Liebe führen zu Entzweigungen und temporären Rückzügen. Aber das „Gefühl seiner selbst“, sein Eigensinn, lässt sich nicht mehr ersticken. Das Schreiben hat dabei eine entscheidende Rolle gespielt.

Die Bedeutung des Schreibens für Insassen totaler Institutionen hat Sigrid Weigel in ihrem Buch „Und selbst im Kerker frei...! Schreiben im Gefängnis. Zur Theorie und Gattungsgeschichte der Gefängnisliteratur (1750-1933)“ (Marburg 1982) untersucht. Ihre Befunde lassen sich eins zu eins auf jede Totale Institution übertragen. Durch das Schreiben, genauer durch seine Bedeutungen für die in Gefangenschaft Schreibenden, eröffnen die der Überwachung abgetrotzten „literarischen Produktionsmöglichkeiten - Nischen, Verschlüsselungen, Schreibstrategien – einen Raum“, in dem „die Autonomie des Schreibsubjekts gegenüber der Objektkontrolle“ in der totalen Institution „gerettet werden kann“. Mit bzw. in diesem Schreiben hinter Mauern gewinnen die Schreibenden freilich nicht die „Freiheit“ im eigentlichen Sinne. Aber sie können damit die eigene Identität stärken und sie „dem totalen Zugriff der Institution entziehen. Im Schreiben wenden sie das Hauptmotiv der Institution, die Disziplinierung, gegen die Institution selbst: d.h., sie bestreiten der Institution das Monopol auf die Definition der Handlungen des Ich.. Dabei handelt es sich nicht um ein „abstraktes Postulat innerer Freiheit“, etwa in dem bekannten Lied „Die Gedanken sind frei---“, das nach der gescheiterten Revolution von 1848 so gerne gesungen wurde, sondern um eine anti-institutionelle Disziplin, eine gegen-Disziplin, eine vom Subjekt durch das Schreiben entwickelte Form der Selbst-Disziplinierung, die hilft, sich in der Totalen Institution nicht aufzugeben, sich zu erhalten. Weigel bezeichnet die Texte schreibender Insassen (bei ihr im Gefängnis sitzende „Delinquente“) als „Dokumente einer 'subversiven' Disziplin, mit der sie es vermeiden, in ihrer (ihnen zugedachten bzw. aufgezwungenen, M.K.) Bestimmung als Objekt der Institution aufzugehen“. ²² Es handelt sich um den Versuch, gegen eine umfassende Verdinglichung zum Objekt durch die Mechanismen der Totalen Institution Subjektstatus zu gewinnen und zu verteidigen.

Genau das hat Schiller nach seiner augenfälligen Wandlung im Jahr 1776, die von vielen bezeugt worden ist, mit wachsender Energie, Leidenschaft und Ausdauer, auf der Karlsschule gemacht. Er liest und schreibt und teilt den Freunden mit, was er schreibt. Die „Räuber“ entstehen, die Anfänge des „Fiesco“, die ersten Skizzen von „Kabale und Liebe“, daneben eine Reihe Gedichte, darunter einige, die man als „Freiheitslyrik“ bezeichnen kann, im Sinne des mit seiner Familie bekannten Christian Friedrich Daniel Schubart, den Herausgeber und Autor der „Deutschen Chronik“, einer politisch-polemischen Wochenschrift, die von den „Freigeistern“ in allen deutschsprachigen Ländern gelesen wurde. Schiller ist tief betroffen, als er erfährt, dass „sein“ Herzog Schubart im

Januar 1777 durch eine seiner Kreaturen unter Vorspiegelungen auf württembergisches Staatsgebiet gelockt hat, ihn dort festnehmen ließ und ihn im berüchtigten Staatsgefängnis auf dem Hohen Asperg in einem Turmverließ enkerkerte, weil er sich durch ein Spottgedicht Schubarts beleidigt fühlte. Zehn Jahre verbrachte der Dichter, Musiker und politische Schriftsteller ohne Prozess in diesem Gefängnis. Die Interventionen von Friedrich dem II. von Preußen, von Kaiser Joseph II, des Dänischen Königs, von Goethe, Lessing und anderen bedeutenden Repräsentanten des kulturellen und politischen Lebens in Europa, hatten keinen Erfolg. Als Schubart nach langer Einzelhaft mit Schreib- und Leseverbot schließlich gestattet wurde zu Lesen, gehörten Schillers „Räuber“ zu seiner ersten Lektüre, die ihn begeisterte und erschütterte. Schiller besuchte ihn während seiner Zeit als Regiments-Medicus und bereitete dem geschundenen Mann damit eine große Freude. Schubarts Ballade „Die Fürstengruft“, in der er die Willkürherrschaft der Potentaten geißelt, hat Schiller zu seiner eigenen frühen Freiheitslyrik inspiriert.

Dazu abschließend wenigstens ein Zitat aus den „Räubern“, deren Entstehungsgeschichte ich mit diesem Vortrag etwas erhellen wollte:

„Da donnern sie Sanftmut und Duldung aus ihren Wolken, und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, wie einem feurigen Moloch – predigen Liebe des Nächsten, und fluchen den achtzigjährigen Blinden vor ihren Thüren hinweg! - stürmen wider den Geiz, und haben Peru um goldner Spangen willen entvölkert, und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen gespannt. - Sie zerbrechen sich die Köpfe, wie es doch möglich gewesen wäre, daß die Natur hätte können einen Ischariot schaffen, und nicht (erst) der Schlimmste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verrathen. - O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt, mit diesen erbärmlichen Gaukeleien demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwissenden nennt, nicht anders, als wie man der Großen am bittersten spottet, wenn man ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat.“²³

¹Buchwald, Reinhard, 1937, Bd.I, S.287, Leipzig

²Wolzogen, Karoline, von, o.J., Schillers Leben, S. 22, Stuttgart und Berlin, (Cotta'sche Buchhandlung)

³Goffman, Erving, 1981, Asyle – Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt/Main

⁴Buchwald, a.a.O., S.147

⁵Ebenda S.145

⁶Ebenda

⁷Ebenda S. 149

⁸Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Jhg. 1857, S. 199, Stuttgart

⁹Hessel, Franz und Jezower, Ignaz, Hrg., o.J. Vermutl. Um 1925, Giacomo Casanova – Erinnerungen, Bd. 5, S. 153, Berlin, (Rowohlt)

¹⁰Buchwald, a.a.O., S. 154

¹¹Palleske, Emil, 1863, Schiller's Leben und Werk, Bd. 1, S. 76, Berlin

¹²Ebenda S. 73

¹³Lahnstein, Peter, 1984, Schillers Leben, S. 49, Frankfurt/Main

¹⁴Witkop, Philipp und Kühnemann, Eugen, o.J. Vermutlich um 1928, Schillers Werke, Bd. 1, S. 243, Berlin (Volksverband der Bücherfreunde)

¹⁵Ebenda S. 239 ff.

¹⁶Palleske, a.a.O., S. 73 f.

¹⁷Lahnsterin, a.a.O., S. 48

¹⁸Tissot, A.D., 1780, Die Onanie, oder Abhandlung über die Krankheiten die von der Selbstbefleckung herrühren. Nach der beträchtlich vermehrten sechsten Originalausgabe. In: Ders., Sämtliche zur Arztneykunst gehörige Schriften Zweyter Theil, S. 419 ff. Leipzig

¹⁹Hoyer, Walter, 1967, Schillers Leben dokumentarisch in Briefen, zeitgenössischen Berichten und Bildern, S. 38, Frankfurt/Main

²⁰Buchwald, a.a.O., S. 287

²¹Buchwald, a.a.O., S. S. 191 ff.

²²Weigel, Sigrid, 1982, Und selbst im Kerker frei...! - Schreiben im Gefängnis. Zur Theorie und Gattungsgeschichte der Gefängnisliteratur, Marburg

²³Schiller, Friedrich, 1835, Sämtliche Werke, zweiter Band, S. 101